

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 1. September 1832.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modelbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Aus dem Tagebuche meiner Reisen.

(Fortsetzung.)

Milo, den 14. Jänner 1825.

Drey Tage verweile ich schon auf dieser Insel: der Sturm vom 11. warf uns hieher. Obwohl gerade die Winde, welche wir zur Fortsetzung der Reise brauchen, die Ausfahrt aus diesem Hafen verhindern, so hatten wir, unserer Kauffahrer wegen, welche die See nicht mehr halten konnten, doch keine Wahl, als hier beyzuliegen. Am 11., bis tief in den Morgen, wurden wir den Tag nicht gewahr, bis plötzlich Anti Milo, in furchtbarer Schwärze und Schrofte, vor uns aufstieg. Die kleineren Inseln, selbst Milo sahen wir nicht. Einen der Kauffahrer hatten wir zur Seite, die beyden andern fehlten. Wir erwarteten sie zwey Stunden mit Mühe und Unbequemlichkeit; endlich kamen sie und wir setzten gemeinschaftlich in den Hafen von Milo. Der Nord schloß das Thor hinter uns. Da harren wir nun des günstigen Windes.

Milo (Molos), kaum 65 Meilen im Umfang, war dennoch zur Zeit der griechischen Blüthe mächtig, reich und berühmt. Von Lacedämoniern bevölkert, wie Thucydides meint, oder von Phöniziern, wie die Meinung Aenderer ist, genoss diese Insel siebenhundert Jahre vor dem Peloponnesischen Kriege schon eines glücklichen Wohlstandes und völliger Unabhängigkeit (Thucyd. lib. 5). Es bewahrte dieselben bis zum Ausbruche dieses Krieges, an welchem sie nicht Theil nehmen wollte und eben deshalb den Zorn der Athenienser auf sich zog. Diese sandten Nikias mit 60 Schiffen und 2000 Mann gegen sie ab; dann Kleomedes und Tisias, endlich Philokrates, der eine dritte Flotte führte, und die Stadt endlich zur Übergabe zwang. Strabo, Diodor von Sicilien, Thucydides und Plutarch erzählen das Todesurtheil, das Athen, auf Alcibiades Rath, über die unglückliche Meleos aussprach. Alles, was Waffen tragen konnte, ward niedergemacht, Weiber und Kinder aber in Slavery geschleppt. 500 Athenienser kamen, über den Leichen der Eingebornen zu wohnen, bis der Wandel des Kriegsglückes Athen selbst unter die Füße Lysander's, des Lacedämoniers, geworfen hatte, die Athenienser aus der eroberten Insel gejagt, und die Eingebornen, welche noch hie und da lebten, zurück in die Heimat gerufen wurden.

Die Römer nahmen mit ganz Griechenland auch Melos in Besitz und vererbten es an die Byzantiner. Nach der Festsetzung der lateinischen Kaiser auf dem Throne von Byzanz und der Gründung des Herzogthums Naxos kam Melos an dieses, unter Marco Sanudo, dem Fürsten des Archipels. Der sechste Herzog, Johann Sanudo, gab es an einen andern Marco, seinen Bruder, der es zur Brautgabe seiner Tochter bestimmte, die sich mit Franz Crispo vermählte, einem Enkel der griechischen Kaiser. Dieser gewann durch Mord das ganze Herzogthum und vereinigte Milo wieder mit demselben. Barbarossa, Soliman II. Feldherr, machte diesen Fürstengeschlechtern, die wie Raubvögel über den Inseln des Archipels saßen, ein Ende, indem er die Mehrzahl der Inseln, darunter Milo, dem Sultan unterwarf.

Diese Insel ward von jeher und wird auch noch von den Türken ausnahmeweise behandelt. Sie zahlte dennoch an 10,000 Thaler, als Tournefort sie besuchte, davon die Hälfte als eigentliche Abgabe, die andere als Geschenk; aber sie regierte sich nach eigener Wahl und eigenen Gesetzen, und kein Türke, außer dem Kadi, hatte das Recht darauf zu wohnen. Diese Behandlung sicherte sie sich durch die Dienste, welche sie fortfuhr dem Handel der Levante zu leisten. Am Eingange des Archipels gelegen, bildete sie sich zur eigentlichen Hochschule der Piloten dieses Inselmeeres und überhaupt der Levante aus. Auf den dreißig Kriegsschiffen der europäischen Mächte, welche dormalen in der Levante kreuzen, sind vielleicht nicht fünf mit andern Piloten, als solchen aus Milo versehen. Diese setzen auch ihre Ehre darein, tüchtige Männer an die Schiffe zu geben. Wenn ein Fahrzeug, aus unseren Meeren kommend, den Archipel betritt, so pflegt es vor Milo anzuhalten und einen Kanonenschuß zu thun. Alsogleich begibt sich der Pilote an Bord, den eben die Reihe trifft, denn sie haben unter sich einen völligen Dienstroster und immer stehen Mann und Boot bereit.

Der Hafen von Milo ist einer der schönsten und größten des Archipels; er greift sichelförmig ins Land, und die ganze Insel ist gleichsam nur ein Damm zwischen Meer und Hafen. An der Westseite steigt die Doppelspitze des Monte Elia empor; jetzt mit leichtem Schnee bedeckt. Gegen Süden ist der Rücken am niedrigsten. Ein Durchschnitt hier angebracht, würde den Werth des Hafens ver Hundertfachen und die Insel in ein Paradies umschaffen. Gegen Osten geht das Thal, in welchem die Stadt Milo liegt, wohl eine Stunde tief ins Land; dann erheben sich schwache Fels Höhen, die nach Nordost ziehen, wo Castro, der dormalige Hauptort, auf steiler Fels Spitze wüßt und unordentlich hinaufgebaut liegt.

Ich besuchte gestern diesen Ort. An der Marine, wo ein paar Häuser und darunter ein Kaffehhaus ist, stiegen wir an's Land. Da ich in die Kaffehstube trete, welch' ein Bild erblick' ich an der Wand? — Einen General stellt es vor, in rother Uniform, mit Stern und Ordensband, den goldgeränderten Hut tief ins Gesicht gedrückt; er sitzt auf salbem Pferde, das muthig die Beine hebt. Ich trete hinzu; ich lese die Aufschrift: S. A. le Prince Charles de Schwarzenberg, Général en Chef des Armées de S. M. l'Emp. d'Autriche. — Ich kann dir nicht sagen, wie mich dieß armselige Bildchen in der Steinhütte einer vergessenen Insel erfreute und wehmüthig berührte. Ich mußte dennoch lächeln über die englische Uniform, mit der man ihn ausgestattet hatte, und über das martialische Gesicht, womit er da prangte! —

Der Weg nach Castro, eine starke Stunde lang, führt über beynahe ganz wüstes, durch Feuer und Wasser zerstörtes und unwälztes Gebirge. Ganz Milo gleicht einem Schwamme; Höhle reiht sich an Höhle und die sonderbarsten Bogen und Schwingungen weisen sich überall dem Auge. Kaum ein Baum war zu sehen! Nur hie und da, hinter einem Felsstück, eine Olive oder ein larter Lorbeer! Dennoch war die Luft voll jenes Aroma's, das ich dir schon einmal gepriesen habe, und das aus tausend unscheinbaren Kräuterchen kommt. Mögen die Armen und Kleinen in diesem Bilde Ermunterung und Trost finden! In manchem Bergthälchen breitete sich auch der frischeste Wiesenteppich hin, mit unzähligen Blumen überzogen. Die Sonne brannte unangenehm heiß.

Wir suchten zuerst einige Reste aus alter Zeit, auf den Abfällen zwischen Castro und Njos = Elias, einem freystehenden Hügel am Eingange des Hafens. Nachdem wir uns durch Steingerölle eine Viertelstunde vom Wege abseits gewunden hatten, fanden wir Trümmer eines Thurmes und ein Stück Ummauerung von etwa 4 Klafter Höhe. Die Unterlage wies cyklopischen Bau; der obere Theil schien späteren, vielleicht schon römischen Styles. Würfel aus schwarzem Lavastein, zerfressen und durchgebrannt, dennoch nach dem Richtsheit gearbeitet und rautenförmig vorspringend, erschienen da ohne sichtbares Gefüge übereinander gereiht, indeß in dem Mauerstück zur Linken die Würfelform und der rautenförmige Schliff der Steine ganz verabsäumt und nur rohe Blöcke fest und mächtig aufgethürmt sind. Unterhalb dieser Reste, welche zum Theil wohl der ältesten Melos angehören, stößt man auf ein christliches Kirchlein, einer Höhle gleich; gewundene Marmorsäulen sind im Fußboden eingelegt, andere tragen den Spitzbogen, und wieder andere Überbleibsel aus antiker Zeit bilden die Mauern dieses über alle Maßen ärmlichen Gotteshäuschens, das auf drey Schritt Breite etwa 25 Schritt Länge hat. Außen liegen Säulentrümmer, Bruchstücke von Gesimsen u. s. w. — Nahe daran stößt man auf ein Taufbecken aus früherer Zeit der christlichen Byzantiner. Denke dir ein kleines Viereck, aus dessen Seiten vier Halbzirkel ausgehen, so daß die Form des Kreuzes entsteht; jeder dieser Halbzirkel hat zwey Marmorstufen, der Boden und die Seiten des Vierecks sind mit Marmorplatten belegt. Die Halbzirkel haben die Breite eines Sessels und wenn in jedem eine Person sitzt, so können alle vier ihre Füße im vertieften Viereck zusammengeben.

Steigt man noch tiefer den Abhang hinab, so stößt man in einer der Bergwand kaum abgerungenen Einbucht auf Reste eines Theaters, klein, aber höchst zierlich und glänzend in seinen Trümmern. Die Form ist ein reiner Halbzirkel von 58 Klafter Entwicklung. Neun glänzend weiße marmorne Sitzreihen steigen an diesem Halbzirkel auf; ein paar andere liegen unter dem Schutte. Die Marmorblöcke daran sind fast ganz erhalten, und schön und einfach gearbeitet. Unter dem Orchester laufen gewölbte Durchlässe; dann fällt der Berg steil ab. Es muß also vormals ein Zubau bestanden haben. Marmorblöcke überfüllen den Raum dieses Theaters, darunter herrliche Gesimsstücke und Pfeilerknäufe, die über vier Schuh Durchmesser haben. — Mir schien dieser Bau der römischen Zeit anzugehören. Man behauptet zwar, daß er griechisch sey. Ich will nicht streiten. Er ist ein Eigenthum des Königs von Baiern. Mehrere Reisende achteten diesen Umstand wenig. —

Nahe am Theater, zur Rechten und zur Linken, stößt man wieder auf Stücke cyklopischer Ummauerung, besonders ist zur Rechten (westwärts) ein Winkel

derselben in seiner ganzen Schärfe und Kraft erhalten. Das Gewicht seiner Masse und die Eisenfarbe des Gesteins geben ein Bild aus gewaltiger Zeit. Man verfolgt diese Ummauerung, so wie man nach dem Kirchlein des h. Elias aufsteigt. Ich schreibe dir dieses, da ich eben zum Hafen hinausfahre, und den ganzen Bergabhang nahe vor mir habe. Andere Mauerstücke, auf dem Abhange sichtbar, deuten auf eine zweyfache clylopische Ummauerung. Fast schon am Gestade ist ein beträchtliches Mauerstück weißer Steinwürfel sichtbar; am Gestade selbst weisen sich ebenfalls Spuren alten Gemäuers. Njos = Elias scheint für sich abgesondert mit Mauerwall umgeben gewesen zu seyn, wie ein Stück an dessen S. D. Abhange zeigt. Dieser Felsbühl liegt südlich von Castro. Die alte Stadt muß unterhalb Castro gelegen haben und die Mauern mögen nur stellenweise gegangen seyn, da der größere Theil dieses Umfanges durch steilen Felsabsturz hinlänglich vertheidigt war. Njos = Elias aber dürfte die Akropolis getragen haben. Unter demselben, fest an den Felsbühl gelehnt, und ein kleines Wieschen vor sich, hat man vor wenigen Tagen merkwürdige Reste ausgegraben. Im flachen Bogen stehen nemlich auf einer Mauergrundlage zwanzig Marmorstühle, fest an einander gereiht aber deutlich geschieden. Der Sitz jedes dieser Stühle ist an zwey Schuh tief und drey Schuh breit; nach hinten hebt sich der Rücken, einfach aber sehr zweckmäßig ausgerundet, und ist mit dem Block des Sitzes aus einem und demselben Stücke. Außer diesen zwanzig Stühlen, wovon siebzehn eine ununterbrochene Reihe bilden, die drey übrigen aber mit Zwischenraum für zwey fehlende in die Verlängerung des Bogens einpassen, liegen noch einige, welche die Arbeiter herauswarfen, an der Seite. Alle diese Sitze sind auf der Sitzfläche selbst mit Buchstaben bezeichnet; diese aber so leicht und übel geformt, obwohl fast acht Zoll lang, daß ich sie für den Scherz eines Griechen hielt, um Alterthumsforscher zu necken. Die Kürze der Zeit seit der Ausgrabung und die Farbe und Verwitterung der Oberfläche des Steines berücksichtigten jedoch bald mein Urtheil. Diese Buchstaben bezeichneten wahrscheinlich feste Plätze; es sind deren meist zwey oder drey auf einem Sitze, die zusammen kein Wort bilden. Eine Granitfäule, einige Marmortrümmer liegen herum. Ich halte diesen Bau für weit älter als den früheren, und der Zeit der Blüthe der Insel angehörend. Er dürfte am wahrscheinlichsten ein Areopag, ein offenes Gericht seyn, zwischen Stadt und Akropolis auf dem eben hiezu passenden ebenen Plage errichtet.

Auf der Fels Spitze von Njos = Elias wohnte, da Tournefort die Insel bereisete (1702), ein Einsiedler. Nun stehen drey Häuschen da; zwey fanden wir verschlossen, das dritte offen, aber auch bewohnt, obwohl kein Mensch zu sehen war. Am Thore des Kirchleins sind zwey Granitfäulen aufgerichtet und allerley antike Trümmer in die Mauern der Gebäude aufgenommen. Auf einem Marmorwürfel, der nah' am Kirchlein liegt, steht eine Inschrift, die ich abschrieb. Da der Würfel unverletzte Kanten hatte, so würde die ganze Inschrift leserlich geblieben seyn, wenn nicht der Stein durch irgend einen Hausgebrauch abgenützt worden wäre. Ich warf mit meinen Gefährten den schweren Würfel um, und lehrte die untere Seite zu oberst, um die Inschrift zu sichern. Das Kirchlein ist so heimlich und klein und über und über mit vergoldeten Heiligen auf schwarzem Grunde geschmückt, daß es recht auf den Trost des Gebethes deutet. Wir stiegen nach Castro hinauf, das etwa eine halbe Stunde entfernt liegt. Die Häuser sind nur in nächster Nähe erkennlich, denn, die besseren Kirchen-

und Consulatgebäude ausgenommen, gleichen sie alle Berghöhlen und sind von dem Felsen, auf dem sie ruhen und aus dessen Gestein sie erbaut sind, kaum zu unterscheiden. — Gestern war der Neujahrstag der Griechen, alles Volk daher im Freyen, mit Steinspiel, Musik und Gesang sich ergözend. Die Männer waren fast alle wohl gekleidet; sie trugen eine braune Jacke, weite Beinkleider aus Leinen, Schuhe mit rothen Bändern, Strümpfe, auf dem Haupte aber eine rothe Mütze. Der Anzug der Frauen war ganz anders, als du ihn bey Tournefort (I. Lett. IV.) gezeichnet siehst. Er hat sich also seit dem Jahrhundert geändert. Alle, so jung als alt, trugen das Haupt sehr malerisch mit weißem Schleyer umwunden, fast so wie der genannte Reisende die Frauen aus Napos malt. Die Brust war mit gefaltetem Mouffelin verhüllt; das weit ausgeschnittene, meist lichtfarbige Leibchen, bey den Reicheren mit einem schmalen Goldbördchen verbrämt, lief nach rückwärts und fiel in vielen streifen Falten bis an die Waden. Nach vorne war ein weißer, sehr weiter Rock sichtbar, der nur eine Hand tiefer als das Leibchen reichte. Die Füße waren in gestickte Strümpfe und zierlich ausgenähte Schuhe gehüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Bild von Weimar\*).

Brittisch, gallisch und italisch,  
Daran scheint es nicht zu fehlen.  
Wüßt' ich etwas kantschadalisch,  
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.  
Ach, ich freute mich zu Tode,  
Könn' ich türktisch radebrechen!  
Aber deutsch ist aus der Mode,  
Und ich weiß nur deutsch zu sprechen.

Geduld, verlaß dich auf mein Wort,  
Gar vieles ändert sich auf Erden;  
Und geht's nur so ein Weilchen fort,  
Wird bald das Deutsche hier am Ort  
Als fremde Sprache Mode werden.

Vom Baume fällt das letzte Blatt,  
Die Flur deckt hohen Schnees Lage,  
Die Schlitten klingeln durch die Stadt;  
Man sieht, es nah'n die Weihnachtstage.  
Doch trittst du zum Salon herein  
Und hörst bey Thee und süßem Wein  
Zehn Sprachen durch einander schrey'n,  
So zweifelst du nicht im geringsten:  
Wenn draußen Weihnacht, hier ist Pfingsten.

Manches läßt die Zeit uns seh'n,  
Was uns einst gedäucht als Fabel.  
Sonst hieß Weimar Deutsch-Athen,  
Jeho ist's das deutsche Babel.

\*) Mit diesen und ähnlichen mit \* unterzeichneten Versen, für deren Verfasser Goethe gehalten wird, trägt man sich in der Gesellschaft und weiß sie auswendig zu sagen.

### Correspondenz-Nachrichten.

Rom, den 16. July 1832.

Es gibt vielleicht keine Stadt, in der, verhältnismäßig, so wenig für Musik gethan wird, als in dem heutigen Rom; eine erträgliche Oper ist nur selten, — eine Gesellschaft von Musikfreunden gibt es, die sich kaum an das Mittelmäßige zu schwingen im Stande ist, —

in den Kirchen, mit Ausnahme von drey oder vier Tagen im Jahre, findet man geschmacklose Wahl und ärmliche Ausführung. Und dennoch findet das Ausgezeichnete auch in diesem Zweige der Kunst hier seine volle Würdigung. Mit der Thätigkeit ist nicht zugleich die Empfänglichkeit verloren, und der fremde Künstler hat hier, was seine Lebensluft ausmacht, im Zuhörer Wärme der Seele, Aufmerksamkeit in Aug' und Sinn, ein melodisches Ohr, und Flügel der Phantasie, ihn auf seinem Fluge zu begleiten. Er fühlt sich in der Hauptstadt des Reiches der Kunst wenigstens in so ferne, als er dem Kleinspädrernde, dem eitelhaftesten Rangstreit zwischen Adel und Volk, dem harthörigen Pedantismus und dem schalen Phrasenlobe nur selten ausgekehrt ist. Drey Künstler in diesem Fache haben in den letzten Wochen unsere Seele angeregt, Hr. Dessauer, ein Deutscher aus Prag, Mad. Malibran und Hr. E. von Veriot, ihr Begleiter. Die beyden Herren haben sich nur in Privatirkeln hören lassen, der eine auf dem Pianoforte, der andere auf der Violine; die treffliche Sängerin aber gab überdies im Teatro Valle sechs Vorstellungen des „Othello.“

Hr. Dessauer, durch seine geistvolle Bescheidenheit so anziehend, fesselte durch den Zauber seines Spieles die Blüthe der Gesellschaft von Rom. Wenn man die ungeheure Fertigkeit bewunderte, mit welcher seine Finger auf den Tasten des Pianofortes, wie auf Blumen und Wogen der See umhereilten, so wurde man gleichzeitig durch seinen unübertrefflichen Vortrag hingerissen, der alle Tasten der Seele zu finden wußte, und Töne hervorrief, die nur der Meister zu wecken versteht. Grazie, Leichtigkeit, Kraft und Herrschaft bezeichnen sein Spiel, das, so abwechselnd und doch an Vortrefflichkeit stätig, wirklich magische Kreise um den Zuhörer schlang. Sein Gedächtniß, das alles, was geschrieben ist, zu umfassen scheint, seine Erfindungsgabe, die weit im Reiche der Möglichkeiten schweift, geben ihm einen Reichthum an Stoff, der unverstiegar schien, und gleichsam anwuchs, je mehr er davon ausgab. Er spielte bey Mad. Clara Bannuntelli, der ersten Clavierpielerinn Roms und wahrscheinlich Italiens, bey dem österreichischen Vothschafter, Graf Lützow, bey dem französischen Vothschafter, Grafen St. Aulaire, bey der trefflichen Sängerin Mad. Camporesi, bey dem Director der französischen Akademie Horace Vernet und an andern Orten, überall zum Triumphe seines Vaterlandes und zur Ehre der deutschen Meisterschaft. Leider war seine Anwesenheit so kurz, und das Lob, welches ihm Neapel zollte, machte uns diese Kürze nur um desto empfindlicher. Dermalen ist er in Mailand, wie wir hören, um eine Oper auszuarbeiten, auf welche alle, die sein Talent zu bewundern das Glück hatten, auf das äußerste gespannt sind.

Was soll ich über Mad. Malibran sagen? — Sie ist hier, um ihre Ehe zu lösen, sagt man; eine schwere Aufgabe für ein Wesen, das, in seiner Wirkung, lauter Band und Fessel zu seyn scheint! — Das Parterre empfing sie aus Parteyhaß und um seine Rache wegen des erhöhten Eintrittspreises zu nehmen, mit Zischen, aber die ersten Töne der erschrockenen Künstlerinn warfen die Hyder zu Boden und machten sie zahn. Im Metall der Stimme wird sie ohne Zweifel von mehr als einer großen Sängerin übertroffen, im Schwunge des Vortrages reicht sie an die ersten derselben nur selten; was sie auszeichnet, womit sie hinreißt und was in die Länge ihr den Sieg, vielleicht über alle, verschaffen muß, ist die Anmuth, die Sicherheit, das Maß, die antike Ruhe und Heiterkeit in ihren künstlerischen Leistungen. Ihr Spiel ist überdies demjenigen der ersten Schauspielerinnen gleich zu setzen und wird durch die Schönheit ihrer Gestalt, durch den Adel ihrer Bewegungen, durch den Geschmack in der Kleidung auf das trefflichste unterstützt. Obwohl das Orchester und die Haupt- und Nebenstimmen der Oper sehr mittelmäßig waren, so brachte Mad. Malibran doch eine genügende Einheit in die Ausführung. Besonders im dritten Acte steigerte sie die Wirkung bis an die Grenze des Möglichen. So hohen Flug Mad. Malibran auf der Bühne hält, so gerne tändelt sie im Saale den Ernst ihres Liedes weg. Wer sie als Desdemona „Se il padre m'abbandona“ mit dem seelenvollsten Ausdrucke singen hört, möchte niederknien vor ihr; wer sie aber in französischen Gassenliedchen und im englischen Matrosenfrevel schwebeln sieht, und vernimmt, daß die ärgsten davon, die schreyendsten, häßlichsten sogar von ihr geschrieben sind, der wundert sich, ein so ausgezeichnetes Talent auf den Irrwegen absichtlicher Geschmacklosigkeit zu begegnen. Mit dieser Schwäche hängt sie an der Mode, mit allen ihren Vorzügen an der Kunst.

Hr. E. v. Veriot, ihr Begleiter, ist auf dem Wege, der erste Violinpieler in Europa zu werden. Um dahin zu gelangen, gehören, nebst so vielen Eigenschaften Ruhe und Fertigkeit fast in gleichem Maße; die letztere für sich allein, wäre sie auch gehmäl gesteigert, genügte nicht. Hr. v. Veriot, ein junger Mann aus Brüssel, den das

Conservatorium zu Paris, das ihn einstens ausstieß, nun gern seinen Schüler nennen hört, hat nicht einen Zug von Charlatanizm im Vortrag, das setzt Kunstsin und Charakter, wie sie nur wenigen gegeben sind, voraus. Man fühlt, wenn man ihn hört, daß er viel mehr kann, als er zeigt; seine Fertigkeit ist außerordentlich, die Stimme seines Instrumentes in hohem Grade wohlklingend, sein Vortrag klar und immer genau dem Gegenstande angemessen. Das Gefühl des Wahren und Schönen leitet seine Finger, die jede Schwingung der Seele errathen.

Ein Deutscher, eine Spanierinn und ein Belgier schritten so in dieser Woche über die Bühne, die man Rom nennt und vor der die Vertreter aller Völker Europa's und der ganzen neueren Civilisation in würdiger Eintracht sitzen. Freuen wir uns des einen, bewundern wir die andere, blicken wir mit hoher Erwartung den dritten an, und lieben wir sie alle! —

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 18. August fand die Einnahme der Mad. P a n n Statt. Das unter dem Titel: „Der Ritter und der Narr, oder: die Verlobte“ aufgeführte Lustspiel: „Die Bekehrten“, von E. K a u p a c h, gehört zwar eben nicht zu den gelungensten Producten dieses fruchtbareren Dramatikers, läßt aber trotz aller Gebrechen doch noch erkennen, daß es von einer gewandten Hand ausgeführt und, wenn auch flüchtig — doch von einem Dichter entworfen ist.

K a u p a c h führt in einer nicht ohne Humor gehaltenen Intrigue den Gedanken durch: „daß zu einer glücklichen Liebe mehr gehört als sich gegenseitig lieben,“ — und daß diese vielmehr einen hohen Grad conventioneller und sittlicher Vollkommenheit als Bedingung des Glückes voraussetze. Darin hat der Dichter, wahrlich Recht; denn Niemand wird an der Wahrheit zweifeln, daß zwey Liebende beglückt seyn und dennoch einander höchst unglücklich machen können.

Diese aus der praktischen Anschauung des Lebens abstrahirte Wahrheit stellt sich in zwey Liebenden dar, die sich schon früher wegen allzu hoch gespannter gegenseitiger Forderungen — trennten. Um Clotilden von einer neuen Verbindung zurückzuhalten, die seinem Neffen gefährlich werden könnte, verlobt sich Graf Belluno mit Clotilden, während der von ihr zärtlich geliebte Torquato in der Welt umherirrt. Allein unmittelbar nach der Verlobung schickt er eine dringende Geschäftsreise vor und entfernt sich. Clotilde erhält die erdichtete Nachricht seines Todes. Sie betrauert den Verlobten mit allem Schmerz einer Wittve — als Torquato, von seinem Oheim dazu ermahnt, zurückkehrt. Zeit und Schicksale konnten ihn von seiner Heftigkeit, von seiner Unbesonnenheit geheilt haben. Als Keumüthiger nähert er sich der verlassenen Clotilde, deren Herz — durch Leiden mancher Art geläutert — die Stimme der ersten Liebe nur allzu bald — nur allzu gerne vernimmt.

Indessen ist Graf Belluno in der Nähe und geschäftig, seine Pläne zu fördern. In der Voraussetzung, daß es der Geist des Widerspruches hauptsächlich sey, der das Weib beherrscht — versteht er sich mit dem Narren, dem Liebling von Clotildens Kammermädchen, der dem Mädchen aufplaudern soll — sie müsse diese Verbindung ihrer Gesäterinn widerrathen. Allein der gute Graf, der mit zwey Weibern zu thun hatte, rechnete nur auf einen Widerspruch — Fiametta willigt durchaus nicht ein. Da erscheint ihr der Geist des Grafen Belluno, natürlich in seinem eigenen Fleisch- und Knochengehäuse, und ermahnt sie, die Gräfinn vor diesem Bündniß zu warnen, seine Erscheinung aber zu verschweigen — bey der fürchtbaren Strafe — keinen Mann zu bekommen.

Die schwerkongängige Fiametta spinnt nun die Fäden des Verraths. Sie überrascht den Grafen und Clotilde bey dem zärtlichen und gegenseitigen Geständnisse der Liebe, hustet und entfernt sich dann schleunigst. Den Grafen aber überredet sie, der Narr habe gehustet und Clotilde habe ihn angewiesen, den Grafen so zu beschämen, da ihr Herz von Rache gegen ihn erfüllt sey. Clotilden aber bringt sie den Glauben bey, der Graf Torquato führe eine Gesiebte in Pagenkleidern umher. Es zeigt sich, daß beyde noch viel zu wenig bekehrt sind. Torquato insbesondere geräth gegen den Narren in solche Wuth, daß er ihn mit Gewalt und unter Androhung der Todesstrafe mit Fiametta verheirathen will. Der Narr aber will durchaus nicht heirathen und sucht bey dem Grafen Belluno seine Zuflucht. Dieser klärt bald das räthselhafte Gewirre der Mißverständnisse auf, allein dies genügt nicht, die Liebenden zu versöhnen, die sich noch immer betriegen, weil sie sich nicht verstehen konnten. Beyde behaupten, nie könne zwischen ihren Herzen ein bleibendes Einverständniß bestehen und sind einander

völlig und für ewig zu entsagen bereit. Da tritt nun Belluno plötzlich und gleichsam vom Tode erstanden zwischen sie. — Beyde erschrecken — die Herzen Beyder finden sich augenblicklich wieder und nun entsetzt Belluno gerne für das Glück der Bekehrten.

Die mit dem Stücke vorgenommene Bearbeitung hatte den Zweck, die verunglückte Voraussetzung, auf welcher der ganze Plan beruht — daß nemlich der Oheim die Gesiebte seines Neffen heirathe, um sie dann später wieder an ihn abzutreten, zu modificiren. Allein jene neue Voraussetzung ist wieder verfehlt, Unwahrscheinlichkeit reiht sich an Unwahrscheinlichkeit und beynah kein Motiv kann als zulänglich anerkannt werden. In den beyden Hauptcharakteren ist nur das Geschlecht gezeichnet, der Charakter des Belluno ist unklar und complicirt — der Narr mit Bombast überfüllt — und nur Fiametta und der Page sind allenfalls aus dem Leben gegriffen. So viel Treffliches im Einzelnen auch gesagt wird — so wird doch im Ganzen zu viel gesagt und zu wenig gehandelt und so ächt poetisch auch das Colorit dieses im ächten Geiste der Romantik erfundenen Lustspiels genannt werden muß — so lieh doch der Dichter die Gliedmaßen des aus dem Embrio sich entwickelnden Kindleins nicht zur vollen Ausbildung gelangen. Der Postillon blies — und der Act mußte, wie es denn auch kam, vollzogen werden. Möcht' es Raupach doch nur halb so ernst mit der Kunst nehmen, als freygebige die Natur — ihn eben für den Ernst der Kunst ausgestattet hat! — Möcht' er doch seinen Beruf vollständig begreifen und muthig da fortfahren, wo Schiller zu früh endete; die deutsche Nation hatte keinen Dichter seither, der wie er ihre Herzenssprache spricht, und dessen Gedankenschwung dem Genius der Nation genügte. Eben dieser feurige, intensive Geist ist's, der Raupach auszeichnet — und neben dieser Großartigkeit der Anlage sollte sich ein solcher Mangel an künstlerischem Barzinn für Ebenmaß, Einheit und Vollendung behaupten dürfen? — — —

Doch jetzt zur Aufführung. Mad. Pann als Beneficentinn muß hier zuerst zur Sprache kommen. Wenn wir von dem lobenswerthen Fleiße reden, den diese Künstlerinn auf alle ihre Darstellungen verwendet: so ist dies ein Vorzug, welchen beynah sämtliche Mitglieder des Theaters an der Wien mit ihr theilen. Die Darstellung der Elotilde aber überzeugte uns neuerdings von der Vorliebe, mit welcher diese achtbare Künstlerinn den edleren und höheren Zwecken ihrer Kunst nachstrebt. Sie hatte ihre Rolle so aufgefaßt, daß der Dichter selbst sie in keinen besseren Händen wünschen konnte. Dabei hat sie die Natur mit den Mitteln zur Ausführung solcher schönen Gebilde nicht lärglich ausgestattet — und man konnte ihrer heutigen Leistung ohne innere Zufriedenheit nicht begewohnt haben. Auch Hr. Lucas als Torquato war vorzüglich. Nur schienen uns heute seine Bewegungen manchmal etwas zu heftig, Manches ward unendlich durch allzu große Schnelligkeit der Recitation — Manches war bloß hingeworfen, was aus der Tiefe des Gefühls geschöpft seyn sollte. Wenn wir aber einen solchen Tadel aussprechen — so müssen wir hinzusehen, daß Hr. Lucas, dessen seltneres Talent zu den bedeutendsten gehört und in manchen seiner Leistungen, wie unlängst in „Richard Wanderer,“ oder wie in „Kunst und Natur“ unübertrefflich dastand, dessen ungeachtet nicht Gewöhnliches leistete. Sein gediegenes Streben, der Natur getreu zu bleiben und als Charaktermaler aus der Tiefe der Natur zu schöpfen, bekräftigte sich auch heute allenthalben. Hr. Spielberger faßte seinen schwierigen und vom Dichter in Halbdunkel gehaltenen Charakter richtig auf — doch dünkt uns, es hätte in den Stellen, wo er die Maske des Pilgers trägt, mehr Absichtlichkeit, mehr Humor hervorleuchten dürfen — wenn auch diese Stellen, wie er anzudeuten nicht unterließ, im faßlichen Contraste mit dem übrigen Theile seiner Rolle stehen müssen. Weit weniger befriedigte Hr. Welle als Narr. Humor ist ein Brunnen, der aus dem Herzen sprudelt und der sich nie verläugnet. Narrheit — als ein Inversbild der Menschenweisheit, als ein Abdruck der Ironie des Schicksals in einer Menschenmaske — wird oft — wie's auch hier der Fall war, zu den wichtigsten und höchsten Zwecken der Kunst verwendet. Da aber diese Narrheit nichts Individuelles, sondern ein abstrahirter Gegensatz des subjectiven und objectiven Lebens ist, so drängt sie sich nicht vor — sondern denkt nur auf ihre eigene Faust. Eben deswegen kann bey dem Narren nur von einer verkappten Darstellung menschlicher Leidenschaft die Rede seyn ic. — Ue. Condorussi und Ue. Planer dürfen beyfällig genannt werden. Hr. Lucas und Mad. Pann wurden gerufen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.